GASTKOMMENTARE

Die Ansichten der Gastkolumnisten können von jenen der Redaktion abweichen.

Ungleichheit

Testosteron-Überschuss in der KI-Welt

Karin Kofler
Freischaffende Publizistin

Nichts Geringerem als «dem Urknall der Intelligenz» würden wir derzeit zuschauen, sagte Tesla-Gründer Elon Musk kürzlich mit Blick auf die rasante Entwicklung der künstlichen Intelligenz. «KI wird die Spielregeln der Arbeitswelt neu schreiben», prophezeit Nvidia-Boss Jensen Huang. Wer dem milliardenschweren Wirtschaftsboss in seiner lässigen schwarzen Lederjacke so zuhört, fühlt sich an die Euphorie der Dotcom-Boomphase erinnert. «Im Schatten der chaotischen Trump-Show entwirft eine Clique blitzgescheiter Männer (es sind tatsächlich alles Männer) unsere Zukunft: mit disruptiven Auswirkungen auf sämtliche Branchen, unser Zusammenleben, unsere Gefühle, Wahrnehmung und Fertigkeiten», schrieb ein Autor des «Tages-Anzeigers» kürzlich.

Tatsächlich wird die Welt derzeit nicht nur politisch von einem kleinen Zirkel brachial vorgehender Männer in Washington neu gedacht, sondern auch technologisch von ein paar sehr reichen Unternehmern aus den USA in hohem Tempo neu aufgesetzt – mit Langzeitfolgen für die Menschheit.

Nicht die Aussicht auf eine Tech-Revolution macht skeptisch. KI bietet enormes Potenzial für die Wirtschaft und im Alltag. Irritierend ist, wie uns unter dem Deckmantel von Effizienzgewinn und Fortschritt mal wieder etwas Grosses vor die Nase gesetzt wird, das absehbar unkontrollierbar wird. Wir erinnern uns an die Euphorie in den Anfängen von Facebook, Tiktok und Co. Heute sehen wir die Auswirkungen von Social Media auf unser Beziehungsverhalten, vor allem für die Jugend. Die Opportunitätskosten für die Einführung von Social Media waren hoch. Bei KI werden sie noch höher sein. «Sie werden nicht den Job an KI verlieren, aber an jemanden, der KI benützt», so Jensen Huang.

Der Nvidia-Chef findet es praktisch, dass er dank KI künftig weniger mit seiner Frau sprechen muss. «Natürlich kann KI die Kommunikation revolutionieren. Wenn ich zu Hause anrufe, muss ich nicht mehr so viele Worte verwenden, weil meine Frau schon den ganzen Kontext kennt, für dessen Beschreibung ich früher einen Haufen Worte brauchte.» Effizienter mit der Gattin plaudern dank AI – klingt nicht nach der Vision von Frauen. In einem Webinar zu KI im Marketing, das ich vor kurzem absolvierte, simulierte der Referent ein Online-Date auf Chat GPT. Flirten mit Stützrädern sozusagen. Auch das ist kritisch zu sehen mit Blick auf die Entwicklung zwischenmenschlicher Fähigkeiten. In den USA hat ein Chatbot bereits einen Teenager in den Suizid getrieben.

Frauen sehen die Welt holistischer – Studien zeigen, dass sie KI deutlich skeptischer gegenüberstehen als Männer. Doch derzeit gibt Testosteron den Takt vor. «Wir können eine Geschlechterkluft bezüglich der Frage sehen, wer heute die wichtigen Entscheidungen in der KI-Entwicklung trifft», sagt Marguerita Lane, Arbeitsmarktwissenschaftlerin der OECD.

Überträgt man die Aussagen auf die Verhältnisse in Firmen, wo Chefetagen noch immer männerdominiert sind, scheint der Kurs auch dort gegeben. Der Druck, KI rasch gewinnbringend ins Geschäftsmodell zu integrieren, ist gross, obwohl vieles noch ungeklärt ist. Gleichzeitig fehlt es offenbar an Kompetenz in den obersten Gremien. «Bei KI habe ich erstmals in meiner ganzen Karriere das Gefühl, nicht mehr auf der Höhe zu sein», gestand mir ein erfahrener Verwaltungsratspräsident einer börsenkotierten Firma unlängst. Eine jüngere Deloitte-Studie über KI-Governance bestätigt das. Von weltweit 695 befragten Verwaltungsratsmitgliedern und Top-Executives gaben zwei Drittel an, dass ihr Gremium über limitiertes oder überhaupt kein KI-Wissen oder -Erfahrung verfüge. Als Frau beunruhigt mich das.

Karin Kofler ist selbstständige Publizistin und regelmässig Gastkolumnistin der Handelszeitung.

Wechselkurse

Der Dollar im Abwärtstrend

Klaus Wellershoff
Ökonom bei Wellershoff & Partners

Wie hat der englische Premierminister Winston Churchill es einmal gesagt? «Man kann immer darauf vertrauen, dass die Amerikaner das Richtige tun werden. Aber erst, nachdem sie alle anderen Optionen ausprobiert haben.» Aktuell scheinen sie noch mit Letzterem beschäftigt.

Dass das dem Dollar nicht hilft, ist intuitiv einleuchtend. Wer aber meint, dass es der Grund für die seit Jahresanfang zu beobachtende Dollarschwäche an den Märkten ist, macht sich die Sache zu einfach.

Überhaupt funktionieren einleuchtende Theorien zum Thema Wechselkursentwicklung in der Regel kaum bis gar nicht. Nehmen Sie die weitverbreitete Vorstellung, dass die Währungsstärke durch die Zinsdifferenz einer Währung zur Vergleichswährung bedingt sei. Die Idee ist, dass die Währung mit den höheren Zinsen sich aufwerten müsse, weil eine Anlage dort ja attraktiver sei.

Wer Ihnen so etwas erzählt, entlarvt sich als ökonomisch ungebildet. Die Zinsdifferenz eignet sich weder kurzfristig noch langfristig für die Erklärung von Wechselkursen. So ist seit Jahresbeginn der Notenbankzins für den Dollar konstant geblieben, in Europa und der Schweiz aber deutlich gesenkt worden. Der Dollar hat dadurch aber nicht zugelegt, sondern gegen Euro und Franken sogar gut 10 Prozent an Wert verloren.

Langfristig ist die Sache noch klarer. Mit wenigen Tagen Ausnahme lagen die Zinsen im Dollar in den letzten 55 Jahren über denen im Franken. Doch der Dollar wertete sich ab statt auf und hat seit 1970 über 80 Prozent seines Werts verloren.

Was bestimmt die langfristige Entwicklung der Wechselkurse? Die Inflationsdifferenz zwischen den Währungen. Die Währung, welche die höhere Inflationsrate aufweist, wertet sich ab. Nur so können die realen Preise von Waren und Dienstleistungen auf beiden Seiten der Grenze gleich bleiben. Den so gegebenen handelsneutralen Wechselkurs nennt man Kaufkraftparität.

«Die Schweizer Ferienmachenden wird es freuen.»

Kurzfristig kann man den Wechselkurs nicht prognostizieren, denn in der Tat schwankt er um seinen durch die Inflationsperformance bedingten Trend. Das liegt an Stimmungen oder irren Theorien wie etwa jener der Zinsdifferenz. Diese verleiten Investoren dazu, kurzfristig immer von dem abzuweichen, was die Inflationsdifferenzen eigentlich vorgeben. Solche Fehlbewertungen folgen aber leider keinem prognostizierbaren Muster.

Die Stimmung im Dollar hat also gedreht. Anfang Jahr war die amerikanische Währung im handelsgewichteten Durchschnitt gegenüber allen anderen Währungen mit gut 20 Prozent überbewertet. Das hat sich nun zur Hälfte korrigiert. Dreht die Stimmung weiter gegen die USA, ist eine weitere Abwertung des Greenback von nochmals 10 Prozent sehr wahrscheinlich. Und tatsächlich kann der Markt auch nach unten irren. Eine Aufwertung des Franken von nochmals bis zu 20 Prozent ist also auch kein aberwitziges Szenario.

Hinzu kommt, dass mit den wohl unvermeidlich ansteigenden Zöllen die Produzenten- und Konsumentenpreise in den USA deutlich ansteigen werden. Während wir in der Schweiz momentan Preisstabilität haben, droht damit die Inflationsdifferenz zu den USA zu steigen und der Trendwert für die Kaufkraftparität noch schneller zu fallen, als er es heute tut.

An einem Abwärtstrend des US-Dollar scheint damit kaum ein Weg vorbeizuführen. Für uns heisst das wegen der billiger werdenden Importe weiter tiefe Inflation und eine gestiegene Kaufkraft der Konsumenten. Und unsere Firmen können kräftig im Ausland investieren. Dabei sind Wechselkurse mit Werten auch unter 0.70 Franken in den nächsten Jahren nicht unrealistisch. Unsere Ferienmachenden wird es freuen. Die Nationalbank weniger, denn Gegenwehr wird neuerdings als Währungsmanipulation gewertet und mit Strafzöllen bedroht.

Klaus Wellershoff ist regelmässig Kolumnist und Co-Host von «Handelszeitung Morning-Call».

Zollchaos

Ein Zeichen der Schwäche

Rudolf Strahm
Ehemaliger Preisüberwacher

Täglich beklagen hiesige Medien, angeregt von jammernden Verbandsfunktionären, das Trump'sche Zollchaos. Man verhöhnt seine Schocktherapie mittels Drohungen, Anklagen und Deal-Offerten. Doch man muss diese Kraftmeierei nicht als Stärke, sondern vielmehr als Anzeichen der Schwäche des absteigenden Hegemons USA erkennen.

Industrielle Schwächen mittels Schutzzöllen abzuwehren, ist ein rationaler Reflex aus der Vulgärökonomie. Ich erinnere mich an die harten Fragen hierzulande von Gewerkschaftern des Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiterverbands, als nacheinander die Eisenwerke in der Klus, in Choindez, Rondez, Monteforno und Gerlafingen wegen billiger Stahlimporte zunehmend in Nöte gerieten: «Warum erhöht der Bundesrat nicht einfach die Zölle gegen den billigen lothringischen und russischen Stahl? Warum rettet niemand unsere soliden Giessereien?»

Die eigene Industrie schützen und die Importe mit Zöllen verteuern: Diese Logik zieht sich durch die Wirtschaftsgeschichte bis hinein in die heutige US-Regierung. Die protektionistische Rückzugsstrategie von «Make America great again» kann man nur einordnen, wenn man die Geschichte der industriellen Zerstörung in den USA nach 1995 und vor allem die sozialen Folgen zur Kenntnis nimmt. Innert eines Jahrzehnts sind die nördlichen Industriegebiete der USA durch chinesische und asiatische Billigimporte regelrecht vernichtet und in Industriewüsten verwandelt worden. Und das ohne Umstrukturierungshilfe, ohne Arbeitslosenversicherung, ohne Umschulungen. Spätfolge ist der politische Umschwung zu Trump in den Swing States. Der heute in den Rechtspopulismus abgedriftete US-Vizepräsident J. D. Vance hatte 2016 in seiner traurigen, sozialkritischen Autobiografie «Hillbilly-Elegie» die durch den Freihandel bedingte Zerstörung der amerikanischen Eisen-, Verhüttungs-, Maschinen- und Autoindustrie im heutigen Rust Belt anhand des Armutsdramas in seiner Jugend eindrücklich beschrieben.

Dreissig Jahre seit der Gründung der WTO 1995, ohne soziale Leitplanken, ist Amerika – mit Ausnahmen bei Rüstung, Raumfahrt und anderen technologischen Nischen – eine industrielle Wüste, die mit Importen aus Asien und aus einzelnen Ländern Europas geflutet wird.

«Was dem absteigenden Hegemon bleibt, ist Abschottung.»

Die amerikanische Industrie ist nicht konkurrenzfähig und produziert schlechte Qualität. Wer kauft schon amerikanische Autos, Waschmaschinen oder Küchengeräte, die nach zwei, drei Jahren den Geist aufgeben? Jetzt kurzfristig ein Fachkräftepotenzial für eine Reindustrialisierung auszubilden, ist eine Illusion. Mein ins Englische übersetztes Buch «Die Akademisierungsfalle» zur Berufsbildung wurde mit einem Vorwort vom damaligen Bundesrat Johann Schneider-Ammann in den USA verbreitet. Dieser war stolz auf die Einladung von Obama. Doch in den USA wirken hundert Hürden gegen ein öffentliches Berufsbildungssystem.

Die Folgen sind Handelsbilanz- und Zahlungsbilanzdefizite in astronomischen Dimensionen. Sie werden mit Treasury Bills und Treasury Bonds, auch durch ausländische Investoren, auf Pump finanziert. Heute übersteigt der Zinsendienst der USA die Höhe der Militärausgaben. Nun haben Ratingagenturen den USA-Schuldtiteln die Bestnote AAA entzogen. Die Investoren verlangen höhere Risikoprämien. Die amerikanische Grossmacht kann die Krankheitssymptome ihrer Schuldenwirtschaft nicht länger verbergen.

Was kann die US-Regierung tun, um diesen langfristigen, säkularen Abwärtstrend zu brechen? Konrad Hummler und Ivan Adamovich haben in der Schrift «Vom Umgang mit Amerika» den mutigen Schritt unternommen, gegen den hiesigen Lamentier-Strom zu schwimmen. Sie erklären die Rationalität des provokativen US-Verhaltens aus der Optik des amerikanischen Nationalismus.

Trump will nun seine Wirtschaft mit hohen Zöllen schützen – mit den Folgen von Inflation und Wachstumsbremsen. Man könnte gemäss Heritage Foundation den Dollar als Weltwährung abwerten – mit der Folge sicherer Rebellion der Wall Street. Trump versucht, die überdehnte globale Truppenpräsenz als Weltpolizei mit 750 Militärstützpunkten in achtzig Ländern abzubauen – mit der Folge, dass Macht und Vertrauen verloren gehen.

Die logische Konsequenz aus diesem Dilemma ist Trumps manifeste Feindschaft gegen die liberale, regelbasierte Weltordnung des Multilateralismus, die von den USA einst geschaffen worden ist. Was dem absteigenden Hegemon bleibt, ist Rückzug und Abschottung. Er rechtfertigt dies mit der neuen, tripolaren Weltordnung mit den USA, China und Russland. Den Europäern bleibt (nutzloser) Ärger mit dem Trump'schen Protektionismus. Wir werden noch viele Eskapaden der Maga-Logik erleben.

Der Gastautor Rudolf Strahm ist ehemaliger Preisüberwacher und Ex-SP-Nationalrat.